

# Wiener Allgemeine Zeitung.

Morgenblatt.

Abonnementspreis: Wien: Zum Abholen monatlich fl. 1.80; mit täglich dreimaliger Zustellung ins Haus: Monatlich fl. 2.10, vierteljährig fl. 6.30. — Provinz: Mit täglich einmaliger Zustellung: Vierteljährig fl. 7, mit täglich dreimaliger Zustellung: Vierteljährig fl. 8; mit täglich dreimaliger Zustellung: Vierteljährig fl. 9. — Ausland: Direct unter Kreuzband: Für Deutschland vierteljährig fl. 10; für die übrigen dem Weltpostverein beigetretenen Länder vierteljährig fl. 11. — Bei allen deutschen Postämtern: 18 M. 4 Pf. — Einzelverkauf: Das Morgenblatt 6 kr. — das Mittags- und Abendblatt je 8 kr. — Inserate laut anstehendem Tarif.

Nr. 771.

Wien, Samstag den 22. April.

1882.

## Die „Wiener Allgemeine Zeitung“ erscheint dreimal täglich.

Wien, 21. April.

Seit ein paar Wochen kommen aus dem südwestlichen Rußland wieder ganz obsequentielle Nachrichten über Gewaltthatigkeiten, die dort an den Juden verübt worden sind. Das Uebel ist diesmal, ebenso wie im vergangenen Jahre, ein geographisch beschränktes, der Südwesten ist das Theater, auf dem die praktischen Anti-Semiten ihre Künfte ausüben. Der Norden des russischen Reiches und die Ostprovinzen, in denen allerdings die Zahl der Juden eine ungleich geringere ist, sind bisher von Gewaltthatigkeiten frei geblieben. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß gerade jene Gouvernements, in denen der Nihilismus seinen Hauptsitz hat, auch das größte Contingent zur traurigen Liste der Judenhegen stellen, und man hat einen Zusammenhang zwischen diesen beiden socialen Uebeln zu entdecken versucht. Gefunden hat man ihn nicht, aber man wird vielleicht am sichersten gehen, wenn man annimmt, daß beide Erscheinungen in einem Uebel entspringen. Das russische Volk ist eben krank, und die Krankheit macht sich in den verschiedensten Formen Luft, je nach der Eigenart der Individuen und Classen. Hier wirft man mit Bomben nach dem Czar und schießt auf Generale und Polizei-Chefs, dort gräbt man Minen, hier hält man ganjlawistische Brandreden und droht, dem Nachbar das Haus über dem Kopf anzuzünden, dort schlägt man Juden todt, oder wenn sich das unsäglich erweist, so plündert man sie wenigstens gründlich aus, was zugleich den Vorzug hat, lucrativ zu sein. Man vereinigt so das Nützliche mit dem Angenehmen. Man beschränkt sich hiebei, besonders wenn das nationale Getränk seine Schuldigkeit gethan und die Nase erhitzt hat, nicht gerade auf Judenhäuser allein, und wenn ein Christenhaus der Nähe werth erscheint, geplündert zu werden, so läßt man confessionelle Gleichberechtigung gelten. Capitän Marepat hat uns in „Pasha“ in unmaßfälligen Strichen das Bild eines türkischen Seräubers geliefert, der aus religiöser Begeisterung sein Handwerk trieb. Er hatte gelobt, nie einen Rechtgläubigen zu plündern, aber er hielt alle Schiffe, die keine Kanonen hatten, für christlich. Die bestrenkten Feuern aus der Umgebung von Elisabethgrad hielten wieder alle Häuser, die nicht auf bewacht waren, für jüdisch, und jetzt werden sie es vermutlich in Balta nicht anders treiben. Es ist eine förmliche Jacquerie, mit der man es zu thun hat, eine Erhebung wüthender Bauern-Elemente, und die Sache muß ziemlich ernst sein, wenn Herr Rastkow es der Mühe werth erachtet, sich der verfolgten Juden in seinem Blatte anzunehmen, und von der Regierung energisch verlangt, daß sie dem Scandal, der Rußland entehrt, ein Ende macht.

Herr Rastkow ist sonst gegen gewisse „Schwächen“ seiner Landsleute nur zu nachsichtig.

Das Traurigste an der ganzen Angelegenheit ist, daß die russische Regierung sichtlich von feindseligen Gefühlen gegen die Juden erfüllt ist. Wir denken dabei nicht an die willkürlichen Ausweisungen und Maßregelungen; auch den ziellosen Excessen gegenüber zeigt das officielle Rußland eine fröstliche, stark an absichtliches Gewährenlassen gemahnende Gleichgültigkeit. Zwar könnte die Regierung, selbst wenn alle ihre Werkzeuge vom besten Willen besetzt, gehestreut, eifrig und unbestechlich wären — lauter Vorkaussetzungen, die nur in den seltensten Fällen zutreffen — dennoch nicht viel ausrichten. Sie kann in einem gegebenen Falle einen Juden-Krawall mit Hilfe einer Infanterie-Escadron oder zweier Compagnien Infanterie unterdrücken, sie kann aber unmöglich das ganze ungeheure Terrain Süd-Rußlands, ein Gebiet, so groß wie der österreichische Kaiserstaat, so garnisoniren, daß es nirgends zu Excessen kommen kann. Der meiste Schaden, besonders der an Menschenleben, wird im ersten Anlauf angerichtet, denn militärische Hilfe, wenn sie kommt, kommt in der Regel zu spät. Doch sie kommt nur zu häufig überhaupt nicht, vor Allem, weil die Regierung nicht will, sodann weil sie jedes energische Auftreten scheut, den brutalen Leidenschaften nicht entgegenzutreten mag. Wohin diese schamlose Feigheit den in allen Fugen trachtenden Staat führen muß, das zu besprechen wird wohl ein andermal Gelegenheit sein; jetzt beschäftigt uns zunächst die Frage, wie den unglücklichen russischen Juden zu helfen ist. Auf eine plötzliche Sinnesänderung des sübrissigen Bauern, an eine Bekehrung desselben zum Coangelium der religiösen Duldsamkeit und Verschämlichkeit wird man wohl nicht rechnen und nicht darauf warten wollen. Der traurige Ausweg der Emigration wird daher das Einzige sein, was übrig bleibt, und desfalls begriffen wir die Meetings, die in England, in Deutschland und besonders in Holland stattgefunden haben, und die Sammlungen, die man dort eingeleitet hat, um das nöthige Geld für die Organisirung der Massenwanderung zu beschaffen, mit großer Sympathie. Nicht abzuleugnen wird sein, was Freiherr v. Dunen in Berlin gesagt hat, daß man in Deutschland nicht ganz so scharf und scharf über die Russen den Stab brechen darf, wie im Westen Europas. Hat ja auch Deutschland seine Judenhegen gehabt, und wenn man dort Niemanden todtzuschlug, sondern sich damit begnügte, die Juden zu prägen, so ist das nur ein Unterschied in der Nuance; die Schändlichkeit der Gefinnung ist in beiden Fällen die gleiche. Ja es liegt sogar ein Unterschied vor, der eher zu Gunsten Rußlands spricht. Dort haben sich Judenräthe und nur Leute der untersten Classen an den Kundentrawallen beteiligt, von activer Mitwirkung Gebildeten hat man nichts vernommen. Anders steht die Sache in Deutschland, speciell in Berlin; dort sind die Judenhegen von den gebildeten Schichten ausgegangen, sie waren ein

Spott, der von Leuten aus den intelligentesten Classen getrieben wurde; Geistliche, Lehrer, gut situirte Personen aller Art haben sich daran betheilig; an einigen Universitäten hat man die Judenhegen, freilich mit geringem Erfolge, förmlich in ein System zu bringen gesucht. Wenn das am grünen Holze in Deutschland geschieht, wer kann sich wundern, wenn das Gleiche am dünnen Holz in Rußland sich vollzieht? Wir haben zwar heute, nach den letzten Scandalen, die unsere Stadt gesehen, kein Recht mehr zu pharisaischen Augenverbrechen, indessen können wir doch mit einigem Selbstbewußtsein hervorheben, daß es sich gezeigt hat, in Wien sei für gewisse Dinge kein Boden. Bei uns perhorresciren die Gebildeten ebenso wie der vierte Stand die Judenhege. Sie wird bei uns — komme was da wolle — nie über eine gewisse Sphäre hinausgehen, über die der „Heg!“ Als Reichspoliticiens werden ihre Patrone allerdings einigen Anflug finden können.

## Der gestürzte Dictator.

(Orig.-Cont. der „Wiener Allgemeinen Zeitung“.)

Paris, 19. April.

Als treuer Darsteller der politischen Stimmung habe ich Ihnen heute zu melden, daß Gambetta noch niemals schlimmer in derselben angezeichnet worden als eben jetzt. Und damit soll noch keineswegs gesagt sein, daß er nicht noch tiefer gelangen könne, daß sein Sturz schon den letzten Punkt erreicht hat. In Frankreich wird Alles zum Extremem getrieben. Derselbe Mann, der vor einem halben Jahre vergöttert worden ist, wird heute wie der letzte der Abenteuerer beschimpft. Wer weiß, welche Niederlagen dem Gestürzten noch vorbehalten sind!

In dieser Stelle ist der übertriebene Schätzung Gambetta's stets entgegengetreten worden. Den Leuten, welche ihn mit Unbedacht in einem Atem mit den größten Staatsmännern des Jahrhunderts nannten, ist hier immer entgegengehalten worden, um wie viel geringer der Redner aus dem Süden ist. Den naiven Leuten, welche ihn für die Incarnation des Liberalismus ausgerufen, ist hier stets entgegen gesetzt worden, daß er ein herrschsüchtiger, von egoistischem Ehrgeiz befeuert, in seinen Mitteln wahlloser Volkstribun ist. Dem romantischen Bilde des idealen Freiheitskämpfers, der ein unermeßliches Genie in den selbstlosen Dienst der edelsten Interessen stellt, wurde als realistisch ein kleineres und größerer Bild gegenübergehalten. Aber es ward auch der Wahrheit gemäß anerkannt, daß Gambetta ein fortwährendes, ein besonders für Franzosen fortwährendes Temperament besitzt. Es ward sein kraftvoller Wille, seine zündende, wenn auch innerlich oft leere Rede anerkannt; es ward sein scharfer Witz und seine schlaue Berechnung anerkannt; es ward oft genug hervorgehoben, daß er seit Thiers die einzig historische Erscheinung unter den Politikern der dritten Republik ist. Und eben dieser stets demehrten Unparteilichkeit wegen dürfen wir heute angehts der

## Seuilleton.

Charles Darwin.

Zwei Weltanschauungen ringen um die Herrschaft über die Gemüther und den Bestand der Menschheit. Nach der einen, die man je nach dem Standpunkte, von welchem man ausgeht, die religiöse spiritualistische oder auch die idealistische nennen kann, ist der Mensch Zweck und Krone des Universums, die Welt nur da, um von ihm erlebt, erkannt, genossen zu werden, und Alles, was da geschieht und ist, wäre demnach unter Bezugnahme auf menschliche Zwecke, Wünsche und Gedanken anzulegen und zu verstehen. In dieser Weltanschauung wurzeln alle Religionen, die ja in letzter Linie insgesammt dahin abzielen, unser Gemüth darüber zu trösten, wenn die materielle Wirklichkeit nicht überall und immer dem entspricht, was unserem Gemüthe am besten zuzugewandt würde. Die Sonne war unseren Vorfahren nichts Anderes als die große Lampe, die Gott bei Tage uns angeleuchtet, Mond und Sterne waren die Nachtlämpchen der Erde; diese selber, geachtet durch die Anwesenheit der Ebenbilder Gottes auf ihrer Oberfläche, war nicht nur der vornehmste, sondern der allein beachtenswerthe Bestandtheil der Unendlichkeit, da ja alles Andere nur Sinn und Verstand hatte, sofern es ihr, d. h. uns, dienen und nützen mochte. Da trat zuerst Galilei auf mit der vermessenen Behauptung, daß die Erde sich um die Sonne drehe und nichts Anderes sei als ein Planet, gleich Mars, Venus, Jupiter und Saturnus, kurz gleich den anderen damals bekannten Wandelsternen. Die Kirche wußte wohl, warum sie diese Kezerei, die ansehnend so wenig mit ihrem Lehrgelände zu thun hatte, mit grimmigen Hass verfolgte. Man glaube nicht, daß dies etwa bloß geschah, um den Buchstaben der Heiligen Schrift zu retten. Gerade die katholische Kirche hat niemals sonderliches Gewicht auf den Bibeltext gelegt,

sie gestattete ihren Gläubigen nicht einmal, ihn zu lesen, und wenn es sich um nichts Anderes gehandelt hätte, als um die Autorität Josua's, der im Thale Josaphat die Sonne stille stehen ließ, so hätte man sich in Rom sehr leicht über die ganze Streitfrage hinweggesetzt. Man brauchte aber dort eine stehende Erde und eine wandelnde Sonne, weil man vornehmlich erkannte, daß sich auf die Dauer der Glaube an die Begiehung aller Natur- und aller Weltgesetze auf menschliche Dinge nicht werde aufrecht erhalten lassen, wenn erst einmal das Gesetzn, auf welchem das Menschengeschlecht herberge gefunden hat, als das erkannt werden würde, was es in Wirklichkeit ist, nämlich als ein verschwindendes Atom im Weltall. Doch bekanntlich war die Kirche in ihrem Widerstand gegen die astronomischen Wahrheiten sehr unglücklich. Den Entdeckungen, die der Erde ihre wahre Stellung im Weltraum anwiesen, folgten solche, die über die wahre Entstehungsgeschichte unseres Planeten Licht verbreiteten, und auch damit wurde der Beweis erbracht, daß es thöricht sei, den Menschen als die Hauptsache, die Natur als dessen Dienerin anzusehen. Die Geologie zeigte dann, daß die Erde Millionen und aber Millionen Jahre bestanden habe, ohne daß eines Menschen Fuß sie betrat, und wenn man daher nicht annehmen wollte, daß es der Schöpferkraft erst später gelungen sei, auf Erden das zu erreichen, was man doch zuvor als ihren alleinigen Zweck angesehen hatte, so konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Geschichte unserer Race nicht nur für den Bestand des Universums, sondern auch für den unseres Planeten eine höchst nebenbühliche und zufällige Angelegenheit sei. Je weiter die Erkenntnis in dieser Richtung fortschritt, desto größere Verbreitung fand die zweite Art von Weltanschauung, die mit der erstgenannten in stetem Kampfe sich befindet, nämlich die naturalistische oder materialistische. Diese sieht im Menschen nichts Anderes als ein Naturprodukt, das vornehmlich zwar und edelste, das die Erde beherbergt, an Bedeutung im Weltgetriebe jedoch von den anderen Dingen nicht verschieden. Der Spiritualist kann sich

nicht vorstellen, daß die Menschheit untergehen sollte, ohne daß damit auch das Weltall in nichts verflüchtigt müßte; der Naturalist dagegen glaubt, daß der Untergang unserer Race den Kreislauf der Erde und den aller Geister ebenso wenig tödten könnte, als etwa der „jüngste Tag“ einer beliebigen Wüstenart. Zwar glaubt heute kein wahrhaft Gebildeter mehr, daß sich der Gang der Welt nach den Bedürfnissen der Menschheit richte und daß es beispielsweise selbst dem inbrünstigen Gebete gelingen würde, auch nur für Minuten die Wirksamkeit eines einzigen Naturgesetzes aufzuheben; doch vollständig ist der Wunderglaube damit noch nicht ausgerottet. Mühte man auch zugeben, daß die Welt heute von mechanischen Gesetzen regiert ist und übernatürlichen Eingriffen nicht bedürfe, so behaupten doch Viele, daß zu ihrer Entstehung ein geheimnißvoller Schöpfungsact notwendig gewesen sei, und daraus schließen sie, daß auch zukünftig wieder einmal dieselbe Kraft, die diesen ersten Schöpfungsact vollzogen, wieder in gleich geheimnißvoller Weise sich betheiligen könne. Wohl haben Kant, Laplace und Newton gezeigt, daß man sich die Entstehung der Gestirne und also auch die unserer Erde in durchaus natürlicher Weise erklären könne, und die moderne Geologie lehrt, wie die einmal aus dem Sonnenball losgerissene glühende Erdkugel, allmählig erkalte, unter der Wirksamkeit platonischer, neptunischer und atmosphärischer Kräfte alle die Wandlungen ihrer Oberfläche erfahren habe, die wir heute in den Schichtenbildungen und Gebirgsformationen beobachten können; aber das Alles wollte nur besagen, daß die todte Materie ohne Schöpfungsact ihre heutige Gestalt erlangt haben mochte; daß große Räthsel des Lebens blieb ungelöst — es war des Wunders letzter Hört.

Der Mann, der uns die Lösung dieses letzten Räthsel's geboten und damit der naturalistischen Weltanschauung für immerdar zum Siege verholfen hat, heißt Charles Darwin. Wenn wir uns fragen, wieso es kam, daß gerade dieses Forscher's nüchternen Entdeckungen jene gewaltige Umwälzung im Ideenreize aller Gebildeten hervorriefen,

einstigen Ueberschäger den heutigen Unterhägern gegenüber sprechen: Das Schauspiel, das Gambetta heute bietet, ist ein peinliches; die Schuld war groß, aber die Strafe ist bitter.

Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn die einzige historische Erscheinung, die ein Land politisch aufzuweisen hat, so unbarmherzig niedergedrückt wird; es ist die politische, fast möchte man sagen die poetische Gerechtigkeit, aber es ist eine traurige Gerechtigkeit. Es ist möglich, daß sich die Sadtage bald ändern, und dann kann sie nur in's entgegengekehrte Extrem umschlagen — für jetzt ist sie eine für Gambetta demüthigende, den Betrachter tief berührende. Dieses Auf und Ab, dieses immer blendender Anwachsenden von Licht, plötzlich gefolgt von immer dunkleren Schatten, ist freilich im Charakter der französischen Geschichte, die ja an solchen scharf vorspringenden dramatischen Ereignissen überhaupt reich ist, reicher als die eines anderen Landes. Die französische Geschichte besteht seit jeher aus dramatischen Effecten, als hätte ein französischer Theatendichter sie geschrieben. Die Hauptdemüthigung Gambetta's liegt in seiner eigenen Haltung und in der Haltung seiner Blätter. Immer noch können sie sich mit der Niederlage vom 26. Januar nicht zufriedengeben und täglich untersuchen die „République Française“ auf's neue die Ursachen dieses Sturzes. Sie will glauben machen, es sei derselbe das Resultat von Intrigen, von persönlichen Feindschaften, von unbefriedigten heimlichen Hoffnungen gewesen; sie reißt an diesem ihrem schwarzen Fleck und reißt ihn immer größer.

In der That ist, was ursprünglich ein freiwillig provocirter Rücktritt war, in einen schweren Sturz ausgeartet; er ist zur Niederlage eines die Freiheit antastenden Ehrethätigen geworden. Meine jetzige ausgesprochene Vermuthung, daß Gambetta angesichts des Standes der auswärtigen Politik gern die Minister-Präsidenschaft verließ, gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Die in der egyptischen Frage nothwendige Nachgiebigkeit schien ihm compromittirend für seinen nationalen Ruf, überdies hatte er sich in dieser Angelegenheit unvorsichtig vorgezwängt, und so gab er beider Gemüths die Macht aus der Hand. Aber er hoffte, daß nach ihm die Ständfluth kommen werde, daß das ganze Land fürmlich wieder nach ihm begehren, daß die Kammer in Unfähigkeit zusammenzurücken werde — das ist nun Alles nicht gekommen, und so pocht er wild an die Thür, die er sich selbst vor der Nase zugeschlagen hat. Würdiger wäre es, sich ruhig zu verhalten; würdiger wäre es, und gleichzeitig klüger. Nun aber sehen wir ihn stets neue Niederlagen erleiden, und so hat er eben erst durch seinen mißglückten Versuch, die ihm feindlichen Blätter „France“ und „Reit Journal“ in seine Macht zu bringen, eine neuerliche Fluth von Beschimpfungen und Hohngelächter sich zugezogen. Seine reichen Freunde vermochten die Actien der diese Journale besitzenden Bank nicht in jener Zahl aufzutreiben, welche nöthig gewesen wäre, um die Majorität in dieser Gesellschaft zu erlangen, und so bleibt von dem ganzen pompbaft angekündigten Feldzuge nichts als der Wäherfotz übrig und das häßliche Dumm, durch eine Finanzmaßregel die öffentliche Meinung haben erlösen zu wollen. Mit dem nöthigen sittlichen Pathos dargestellt, kann diese neue Niederlage unmöglich ohne Wirkung auf die Stimmung bleiben. Auch rief die „France“, ein ungemein verbreitetes Blatt, schon am Donnerstag Abends in ganz Frankreich herum, und das „Reit Journal“ hat es schon am Morgen dieses Tages mit 700,000 Stimmen herumschreien, daß Gambetta, „dieser Abenteuer, dessen Tribunen-Waäse endlich gefallen, so daß man ihn als den ungezogenen, nach Knoblauch duftenden, angeätzten Marktweiser erkennen kann, der er ist, vergeblich versucht hat, durch Klückerz zu den Instincten seiner italienischen Banquier- und Bettler-Race“, sich der unabhängigen Presse und auf diese Art der entschlipflichen Macht, meuchlings wieder zu bemächtigen. Soldatart wird von ihm Tag für Tag in Blättern aller Farben gepredigt! Nach Marseille durfte er sich denn auch nicht

mehr wagen. Eine Gegendemonstration für den Fall seiner Ankunft daselbst versprach den tollstalligen Anfang im Volke zu finden.

Was gerade den jetzigen Augenblick so ungünstig für den Besiegten macht, ist die Abwesenheit der Kammer. Wenn diese tagen, so fehlt es nie an Anlaß, die Schwächlichkeit des Minister-Präsidenten, die Unfähigkeit und Bunt-schichtigkeit der Coalitions-Mehrheit zu bespöten. Auf dieser grauen Folie hebt sich alsdann das von geschickten Leis-Journalisten reichvergoldete Bild des „großen republikanischen Staatsmannes“ in vollem Glanze ab. Wie aber jetzt? Mäthig liest man von den herrlichen Geseh-vor-schlägen, mit denen das Ministerium sich befaßt. Und da de Freycinet's Element das Diplomatische ist, so kann man mit bestem Gewissen von seinen diplomatischen Er-folgen, seiner Vorsicht in der auswärtigen Politik, seiner klugen Friedensliebe u. s. w. sprechen, ohne die parlamen-tarische Rehrleite seines Temperaments, nämlich das Com-promissfuchden, das Vertragen, das Schwanken, das Nach-geden, das Versprechen und das Sabotiren melden zu müssen. Die diesmäthigen Ferien sind somit eine wahrhafte Pein für Gambetta, eine Epoche des triumphirenden Behagens für das Ministerium. Wie es freilich gehen wird, wenn die Kammer wieder besammten sind, wenn für Herrn de Freycinet die Zeit des Einlösens seiner zahlreichen Versprechungen kommt, das ist eine andere Frage. Er hat bis jetzt dem Tage auf den Tag leben müssen und leben können; unter solchen Bedingungen muß man aber auch Tag für Tag auf ein Umwerfen gefaßt sein, worauf dann freilich wieder niemand Anderer als Jules Ferry an die Reihe käme. Ruhig wird der Minister-Präsident erst dann atmen können, wenn die Coohorte der Gambettisten, der hundertzwanzig Mitglieder der Union républicaine sich aufgelöst hat und er seine Sätze gegen sie nicht bei radicalen und intransi-genten Parteipolitern suchen muß. Hier also liegt der Knoten der parlamentarischen Situation, und wenn ein Zusammenhalten der Hundertzwanzig auch noch nicht Gam-betta's nahen Sieg bedeutet — dieser ist durch den Haß der Kammermehrheit unmöglich gemacht — so bedeutet doch ein Abfall derselben seine vollständige Niederwerfung.

Die Partei Gambetta's und die „Freunde“ Gam-betta's — das sind zwei merkwürdige Erscheinungen im parlamentarischen Leben. Die Partei Gambetta's ist durch seine persönliche Anziehungskraft zusammengehalten, die „Freunde“ sind es durch ein Interesse, ähnlich demjenigen, welches etwa das Heergeteile eines germanischen Kriegsfürsten zusammenhält. Die „France“ nennt sie heute eine kosmopoliti-sche Bande. Das ist ein starker Ausdruck, aber er kenn-zeichnet die Meinung, die man hier von diesen Herren hat. Es sind Leute, die mit Gambetta ihr Glück machen wollen; viele von ihnen sind junge Menschen, die wenig Wissen und viel Selbstbewußtsein und Hochmuth haben. Nur Derr Spuller soll ein Mann von wirklichem Werthe sein; Rouvier vereinigt mit seinen finanziellen Fähigkeiten eine ähliche gesellschaftliche Reputation, Arthur Ranc ist ein trockener, anmaßender, un-beliebter Mann ohne Talent. Von diesen Freunden ist Gambetta eingeschlossen. Sie promoviren ihn zum großen Mann, sie sind sozulange seine Barnums und sie wollen es dabei natürlich selbst zu etwas bringen. Begreiflicherweise hat die Niederlage sie ebenso stark, ja stärker getroffen als ihn, und mit ihnen steht er nun drängen vor den Thoren wie ein Condottiere, den die Stadt, der er sich zum Herrn auf-merken wollte, hinausbugstet hat und die ihn nun ver-abscheut und verhöht.

Außer den eben Genannten müssen wir noch die Herren Paul Bert und Waldeu Rousseau erwähnen und ferner Floquet, welcher sich indeß zurückgezogen hat, da er, wie es scheint, eine eigene Firma gründen will. Die Beherrschenden charak-terisiren die politische Richtung Gambetta's und erklären damit zugleich, warum er bei seinem Amtsantritte im November ein Ministerium von Unbekannten um sich versammeln mußte. Die politische Richtung Gambetta's ist die jacobinische, die auf die All-

macht des radicalen Staates hinielende. Für sie hätte er in der Kammer vielleicht eine Majorität gefunden — die Radica-len z. B. hätten immer mit ihm gestimmt — aber die Männer von Talent haben bisher fünf anderen Richtungen zugewendet. Der Jacobinismus wird von der geistigen Aristokratie gemieden, der Liberalismus, die Zuehülfe großen Spielraumes an das Individuum ist es, welche gegenwärtig in Frankreich geistiger Strömung die Ober-hand besitzt. In der Tiefe der Nation schlummert freilich die alte Neigung, einen kraftvollen Staat zu haben, der sich in Alles einmischt, einen Staat von unformen Menschen, einen Staat, in welchem man den Leuten ver-bietet, Unrecht zu haben, in welchem man z. B. den Clericalismus bestraft, einem Staat, welchem alle Eisenbahnen und alle Schulen gehören. Auf das Wieder-erwachen dieser Strömung muß Gambetta warten. Es ist dieselbe vielleicht eine Art reactionärer Strömung, insofern als sie den Anschauungen vergangener Tage entspricht, und es wäre also Gambetta's Unheil hauptsächlich das gewesen, daß er nicht modern genug in seiner Bildung ist und darum eine Richtung einschlug, in welche die Männer von Bildung oder Werth ihm nicht folgen konnten, so daß er mit Unbekannten vorlieb nehmen mußte, wodurch er die Kammer beleidigte, das Land überafrachte, die Finanz-schredte und seinen Sturz vorbereitete. Wie er von der auswärtigen Politik sich zurückzog, weil der Augenblick nicht die Energie Frankreichs, sondern seine Verschuldlichkeit ver-langt, so hat er in der inneren Politik sich nicht zu halten vermocht, weil auch hier die übertriebene Kraft des Staates nicht auf der Tagesordnung ist. Aber unzweifelhaft wird noch der Tag kommen, an dem diese alte französische Neigung sich wieder regt, vielleicht, um bald wieder zu ver-gehen, vielleicht, um ihre Herrschaft zu behaupten; das kann man nicht wissen, denn möglicherweise hat sich der Charakter des Landes definitiv geändert und ist es wahrhaft gealtert. Wenn jedoch dieser Tag erscheint, wenn man ihn hier wieder nach dem kräftigen State ruft, sei es, damit er nach Zinnen sich befhätige, sei es, damit er nach Außen sich entfalte, dann wird auch Gambetta's Zeit wieder gekommen sein. Das Arme-gesez, mit dem er vor die Kammer treten wird, wird ihm Gelegenheit geben, einmal mehr seine Candidatur für die Zeit der nationalen Größe zu stellen; daß es schon jetzt einen mächtigen Umschwung im Volke zu seinen Gunsten herbeiführen helfe, ist kaum zu erwarten.

Die Richtung, welche Gambetta verfolgt, ist und nicht sympathisch, sie zerfällt den Liberalismus von innen heraus; aber es läßt sich nicht verkennen, daß wir hier eine Per-sönlichkeit vor uns haben, welche der kraftvolle Ausdruck dieser immerhin glänzenden Richtung ist, daß wir hier vielleicht die einzige packende Erscheinung der gegenwärtigen französischen Politik vor uns haben, und derlei nöthigt eben wider Willen zu Interesse und Theilnahme. Vielleicht ist es diese Nöthigung, welche man die „Dictatur der Ueber-zeugung“ nennen könnte?

## Inland.

Wien, 21. April. (Unser Programm.) Zu den deutschen Provinzialblättern, welche unser Programm zumühmend besprechen, hat sich auch das „Schlesische Tagblatt“ gestellt, welches zum Schluß seines dem Zukunftsprogramm gewidmeten Artikels sagt: „Oesterreichs glänzendes Geschick will nicht, daß dieses ruhmvolle Reich durch unruhigen nationalen Hader zertrüftet werde. Eine neue Partei entsteht, welche Frieden und Freiheit auf ihre Fahne schreibt, eine Partei der positiven Arbeit, eine Partei, befezt von höheren Ge-danken und Empfindungen, als denen fleischlicher nationaler Rancune, und mit dem alten Schlachtenfieber, an dessen Fahnen sich der Sieg hefte, dürfen wir dieser Partei zuwenden: „In deinem Lager ist Oesterreich!“

Die politische Presse hält sich zum sehr reservirt. Zumeist beschränkt sich dieselbe auf die Wiedererlage unseers Artikels im Auszuge und auf Registrierung von Stimmen anderer deutlicher